

## Alfred Kerr

Was bedeutet Alfred Kerr für die zeitgenössische Literatur? „Die Aktion“ hat es gefragt und in den vorigen Nummern bereits die Antworten von Frank Wedekind, Erich Mühsam, Hans Kasper, Ferdinand Harbeck, Kurt Hiller, Peter Altenberg, Rudolf Kury, Max Brod, Elise Laszer-Schäfer, Martin Beradt, Richard Dehmel, Ludwig Hatvany, Alfred Gold und Ernst Bläß veröffentlicht. Hier folgen weitere Vota:

Was ich über Alfred Kerr denke, habe ich oft genug weltberühmten Meinungspräsidenten in die Ohren geschrien. Es ist mir jederzeit eine Wollust, choleriche Anbeter des normalen Saphraus davon zu überzeugen, daß es keine originelle Form gibt, hinter der nicht eine alarmierende Kraft steht. Stügender Uebermut ist keine Verrücktheit und die selbstbewußte Miene eines Unerfrockenen und Wegekundigen soll man nicht mit geprüftem Eigenbünkel oder geleckter Professorenellektie verwechseln.

Es ist wahr: Alfred Kerr hat sich im Laufe der Jahre gegen Gebrauch und Herkommen schwer vergangen. Er besitzt die Weisheit, mit der Kritik erst dort einzusetzen, wo andere zu schmägen aufhören, er ist so ungründlich, zusammengelesenes Wissen als Ballast über Bord zu werfen, er ist so unsachlich, in jeden Neubau durchs Fenster hinein-zuspringen, anstatt ringsherum zu laufen und nach der freiwillig gestatteten Einlasspforte zu spähen, er ist so eigen-sinnig, das Selbstverständliche als selbstverständlich voraus-zusetzen. Er hat die Mühsamkeit, mit dem Gedächtnis seiner Leser, mit ihrer Vorliebe für seine Bemerkungen zu rechnen und an Worte anzuknüpfen, die er bereits vor einem oder zwei Jahren geschrieben. Und es geschieht das Merkwürdige, daß sich selbst seine Widersacher erinnern.

Und lauter solche Fehler des Eigenwuchses verführen uns. Kerr hat das unglückliche Temperament, bei schwachen Stücken an seine Erlebnisse zu denken und er enthüllt uns öfters die ganze Psyche des Schreibenden, Gefühlsstoff, Menschentum und Werteverlust um die bohrende Denkmachine heiter gruppierend. Und so kommt neben der Kleinigkeit scharfer, einprägnanter Urteile all der Unfug zustande, den die Verehrer des Gangweiligen verabscheuen.

Ich halte es für eine unwesentliche Nebenpassion, wenn Kerr von der künstlerischen Gleichwertigkeit des Kritikers und Dichters schwärmt. Für seine Person allerdings trifft es in mancherlei Sinne zu. Er schöpft Erkenntnisse nicht mühsam mit den Timern des Verstandes, sondern er ist ein Finder und Errater, er dichtet Gleichnisse, die oft wertvoller sind als das betrachtete Objekt, er phantasiert und sein Ahnungsvermögen läßt ihn die ganze Atmosphäre eines Kunstwerkes ergünden.

Eindrücke schauspielerischer Leistungen setzen sich bei ihm in Bilder um, er verschmäht die Funktionen der Galle und ersetzt sie durch kostbare Karikaturen, er sieht außerordentlich gut und kann es festhalten, er hat die poetische Gabe nachzuformen, auf kürzestem Wege zu übertragen und möglichst wenig dem spröden Sprachmaterial zu opfern. Das ist sein Dichtertum der Kritik, sein Wonnegesühl, auf Worte stolz zu sein, die einen Kubikinhalt an Charakteristik bergen und bei aller Schwere und Dichtigkeit von der Gaune seines Wesens durchbebt sind.

Es ist meine feste Ueberzeugung, daß man viele Kerr-Kritiken länger lesen wird als die dazu gehörigen Dramen. Und Europas interessanteste Schauspieler werden in dem entzückenden Blicklein von der „Schauspielkunst“ weiterleben. Sie sind dort nicht besprochen und kritisiert, sondern nachgefühlt und mit allen Sinnen lebendig durch die plastische Kunst eines Teufels-Kerr.

Es gibt auch unsympathische Nebenwirkungen einer so fesselnden Begabung. Siebzehnjährige Zinglinge versprechen in der Stadtbahn ihrer Cousine, die neueste Kerr-Kritik abzustenographieren („Weißt du, er schreibt so ulkig“) und literaturfreundliche Börsenmer freuen sich auf gelegentliche Malauer. Noch schlimmer ist der unverschuldete Einfluß seiner Sprache auf jugendliche Juchstörer, die leider oft schon dreißig Jahre alt sind und mit Kapitelüberschriften, Gedankenstrichen, Wiederholungen, Parenthesen und Abschweifungen ins Alltägliche dem Kerrstil so famos treffen, als hätte man eine originale Niederschrift vor sich, in welcher ihrem Vorbilde nichts Neues mehr einfiel. Dabei denke ich durchaus nicht an jene „gefungene“ Kerr-Kopie, wo jemand sich schon an den Hülsen der gefährlichen Form die Finger verbrannt hat.

Über diese unliebhamen Nachbeter vermögen das wahre Bild von Kerrs Persönlichkeit ebensowenig zu verwischen wie seine Gegner, wie die verbitterten Autoren, die Wunden nicht verschmerzen können, wie die gekränkten Kollegen, die unter seiner Originalität leiden. Es ist nicht zu leugnen. Er zieht Distanzen, er belastet sich nicht mit Kameraderie und Gesinnungsschwägerungen, er hat den Hochmut, seine Einsamkeit zu lieben, er mag nicht das Papiergeschel im Gespräche. Und er hat den ganz unverzeihlichen Fehler: er kommt gar zu selten ins Kaffeehaus.

Davon abgesehen, darf man seiner froh werden und dem deutschen Theater sein häufiges Erscheinen im Parkett-raum wünschen. Wer nicht das Lachen beim Erkennen gefälschter Werte, wer nicht die Flugkraft der Worte liebt, soll ihn weiter anfeinden.

Ich sprach nirgendwo von der Unfehlbarkeit eines Wägenben, ich halte auch kein Papsttum für erwünscht oder notwendig. Aber im fruchtlosen Wettstreit der Meinungen ist Alfred Kerr unser verehrter Feldhauptmann.

Berlin-Halensee.

Emil Faktor.

\*

Das ist einer, freut euch doch!

Einer der schreiben kann (auch anders, sonst wärs ja kein Können; schrieb Goethe der Stein nicht anders als an den Grafen Kaspar von Sternberg?). Einer, der sich lebendig zur Kunst verhält (nach keinem Schema, sondern aus Gefühl und mit den Sinnen). Und einer, der bewiesen hat, daß deutscher Ernst keinen Klumpfuß haben muß. Mannhaft sein, Gesinnung haben, für etwas ein- stehen — man hatte ja schon geglaubt, in Deutschland sei dies nur mit finsternen Augenbrauen, gekreuztem Armen und sich an die Brust schlagend möglich. Dadurch ist es den jungen Leuten so verleidet worden. Nun aber zeigt einer, daß man es auch lächelnd und mit Anmut kann. Dies alles wäre ihm nun vielleicht noch verziehen worden, hätte er nur die vorgeschriebene Haltung vor der Polizei bewahrt. Ihr haben Literaten kniefällig zu nahen. Er aber stellt aufrecht. Bekommen fragt Breußen: Darf man denn das?

Ich war oft seiner Meinung. Zuweilen auch, wenn er arg über mich schrieb. Nur einmal nicht. Im Fall Harden gegen Eulenburg war ich seiner Meinung gar nicht. Daß Harden und Kerr einander auffressen möchten, ist echt deutsch. Aber was gehts uns an? Ich meine, wir sollten froh sein, zwei solche Kerls zu haben. Wodurch ich mirs denn vielleicht mit beiden verderbe, doch will ich ja von ihnen nichts als an beiden meine Freude haben und das kann mir keiner verbieten.

Kerr ist einer, freut euch doch!

Ober-Sankt Welt, 5. Mai 1911. Hermann Bahr.